

Nr. 237. Bromberg, den 17. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(16. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

„Ich kam Ihnen nach, um Ihnen etwas zu sagen", sagte Charles unvermittelt, „etwas, was Sie erfahren müssen. Sie fragten meinen Vater nach den Einzelheiten von meines Onkels Tod. Sie erfuhren von ihm nicht das Geringste, ich aber kann sagen, daß meine Cousine Sisily unschuldig ist."

Er sagte diese Worte atemlos, und sein eiliger Lauf mochte schuld daran tragen. Die Ruhe in der Antwort des Anwalts stand dazu in merklichem Gegensatz:

„Ist dies eine bloße Behauptung, Herr Turold?"

„Es ist mehr als eine Behauptung. Ich kann es Ihnen beweisen." Herr Brimsdown war überrascht. „Wie meinen Sie das?" fragte er.

„Wenn Sie nach Flint House kommen wollen, will ich es Ihnen zeigen."

Herrn Brimsdown schien der Vorschlag nicht ganz klar. „Wäre es nicht besser, erst die Polizei zu fragen?" lenkte er ein.

„Die Polizei sucht das Land nach Sisily ab, und wir dürfen keine Zeit verlieren."

Es war etwas so tief Unglückliches in seinem Wesen, daß Mitleid dem Anwalt ans Herz griff. „Gut denn", sagte er und sah nochmals nach den segelnden Wolken, „gehen wir also."

Auch dieser Nachmittag blieb Herrn Brimsdown in nachhaltiger Erinnerung. Sie standen beide in Robert Turolds Schlafgemach und blickten auf den Toten nieder, der Sterbekleider trug. Auf seiner Brust lag ein Blumenstrauß von Frau Pendleton. Diesen hob Charles Turold, entblößte dann den Arm der Leiche und rief: „Können diese Spuren von Sisily herrühren?"

Als er die Flecke besah, hatte Herr Brimsdown das seltsame Empfinden, als sei ihr Bestehen irgendwie die Erklärung für den Ruf, der von dem Toten an ihn ergangen war.

„Ist Ihnen bekannt, wie diese Spuren entstanden?" wandte er sich an Charles.

„Nein! Doch ich weiß, daß sie Sisilys Unschuld beweisen." Charles Turold sprach herausfordernd, aber leise schwang eine Frage in seinen Worten, die der Anwalt zu überhören beschloß.

„Sie stammen von der Hand eines Mannes", beharrte der Jüngling.

„Sind sie der Polizei bekannt?"

„Das kann ich nicht sagen."

Eine andere Frage lag Herrn Brimsdown auf den Lippen, aber ein Blick in das verhärmte Gesicht des jungen Mannes hielt ihn zurück. Ihm war, als habe ihm Charles noch etwas zu sagen. Der junge Turold aber sprach nichts.

„Ist dies alles, was Sie mir zeigen wollten?" fragte Herr Brimsdown.

„Genügt es nicht?"

„Ich sehe nicht, inwiefern Fräulein Turolds Verschwinden dadurch gerechtfertigt scheint. Können Sie es erklären?"

„Wie kann ich erklären, was ich nicht weiß?" Charles schwieg einen Augenblick, dann setzte er bitter hinzu: „Ihres Vaters Herzlosigkeit mag schuld daran sein."

„Robert Turold ist tot, — sprechen Sie nicht in diesem Ton von ihm", begütigte der Anwalt.

Charles warf einen eigentümlichen Blick auf ihn. „Meinen Sie, daß der Welt durch seinen Tod ein Verlust erwächst?"

Herr Brimsdown ging aus sich heraus und bejahte dies emphatisch. „Er war ein wundervoller Mensch", rief er, „eine überragende Persönlichkeit."

Charles sah ihn verärgert an, und dann war es still zwischen ihnen, so still, daß man glauben konnte, der Tote auf dem Bett sei der Dritte im Bund. Bis draußen ein rascher Schritt den Flur entlang kam, die Tür sich öffnete und Detektiv Barrant erschien. Erst sah er fragend von einem zum anderen, dann sprach er den Anwalt an.

„Sind Sie Herr Brimsdown?"

„So heiße ich."

„Ich bin Detektiv Barrant von Scotland Yard. Ich möchte Sie privat sprechen."

Leicht, schier gleichgültig neigte sich Charles vor Herrn Brimsdown, ging aus dem Zimmer und schloß still die Tür hinter sich.

„Ich suchte Sie des Briefes wegen auf, den Sie bei Inspektor Dawfield zurückließen." Barrant zog den Brief hervor und entnahm dem grauen Umschlag das Briefblatt.

„Dies ist der Grund für meine Anwesenheit in Cornwall", sagte Herr Brimsdown.

„Ich dachte es mir. Was können Sie mir für Aufschluß geben?"

„Nur wenig. Ich erhielt diesen Brief in meiner Wohnung in London am Abend nach Robert Turolds Tod mit der letzten Post."

„Doch weshalb schrieb er ihn?"

„Das kann ich nicht einmal vermuten."

„Sie haben doch sicher einen Anhaltspunkt."

„Hätte ich ihn, so würde ich glücklich sein, der Gerechtigkeit zu Hilfe kommen zu können, indem ich ihn Ihnen verrate."

Die trockene Entgegnung sagte Barrant, daß er einen Verstoß gemacht habe, indem er seine Erregung die Oberhand gewinnen ließ.

„Der Brief hier läßt verschiedenes vermuten," sagte er, „ein Geheimnis vielleicht, das es in Robert Turolds Leben gegeben haben mag und von dem Sie vielleicht etwas ahnen. Wenn Sie mir andeuten wollten, was es war, so könnte uns das sehr nützen."

„Leider tappe ich ebenso im Dunkeln wie Sie", erwiderte nachdenklich Herr Brimsdown. „ich kann mir nicht im entferntesten denken, was der Beweggrund für diesen Brief war. Über das Privatleben meines Klienten weiß ich soviel wie nichts. Er wahrte in persönlichen Angelegenheiten

größtmögliche Zurückhaltung. Meine Beziehung zu ihm war auch nicht derart."

Diese Entgegnung war so aufrichtig, daß sie unmöglich bezweifelt werden konnte. Sichtlich enttäuscht ging Barrant an ein neuerliches Durchlesen des Briefes, den er in Händen hielt.

„Sehr eigentümlich", murmelte er.

„Und das besonders Seltsame daran: Ich kann nicht ermitteln, wer den Brief aufgab. Ich fragte Thalassa, doch er sagt, er wisse nicht darum."

„Thalassa belügt sie vermutlich ebenso, wie er mich belog. Einmal mehr oder weniger belastet sein Gewissen nicht."

„Warum sollte er lügen, wenn es sich um eine Kleinigkeit handelt wie um das Befördern eines Briefes?"

Barrant antwortete nicht. Er war darin vertieft, die Stempelschrift auf dem Umschlag zu entziffern. „Natürlich unleserlich", murmelte er. „Hatte Robert Turold Feinde?" fragte er dann.

„Ich hörte ihn nie welche nennen."

„Wie kam er zu seinem Geld?" fragte Barrant, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Seine Schwester sagte mir, er habe es im Ausland erworben."

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Aber Sie legten sein Vermögen für ihn an, nicht wahr?"

„Das wohl", sagte der Anwalt.

„Unter welchen Umständen?"

„Das ist eine etwas seltsame Geschichte."

„Dann würde ich sie gern hören. Möglich, daß sie auch Licht auf diesen Brief wirft."

„Gehen wir in ein anderes Zimmer."

Herr Brimsdown machte diesen Vorschlag mit einem schnellen Blick nach dem Entschlafenen auf dem Bett, als fürchte er, daß dessen graue reglose Lippen ihm Einhalt gebieten könnten.

21. Kapitel.

Barrant war leicht geärgert zurückgekehrt, den Ereignissen grollend, die ein wichtiges Beweisstück zutage gebracht hatten, nachdem er abgereist war. Er hatte, da er London erreichte, sofort mit dem Forschen nach Sisily begonnen, statt Scotland Yard aufzusuchen, wo ein vorsichtig abgefaßtes Telegramm von Dawfield ihn erwartete. Als er es dann erhalten und der Rückberufung nach Cornwall Folge geleistet hatte, waren zwei kostbare Tage verloren. Zwar hatte er während dieser Zeit Spuren des Mädchens ermittelt, von welchen er glaubte, daß sie zu dessen baldiger Ergreifung führen mußten. Der Brief aber, der verriet, daß Robert Turold sein Verhängnis vorausgesehen, war ein überaus bedeutender Anhaltspunkt und bestärkte Barrants ursprüngliche Meinung, daß das eigentliche Rätsel um Robert Turolds Tod weit tiefer lag, als die scheinbare Oberfläche der Ereignisse andeutete.

Nun saß er finster und nachdenklich und lauschte Herrn Brimsdown, der sein erstes Zusammentreffen mit seinem nun verstorbenen Klienten schilderte . Die Erzählung war ganz Abenteuer und Mysterium, doch war schwer zu sagen, ob diese beiden Elemente noch jetzt, nach dreißig Jahren, mit Robert Turolds Tod zu tun hatten. Das Bild eines Mannes erstand, der, rauh und herrisch schon in frühen Tagen, den Weg zum Herzen eines alternden Anwalts fand. Und das durch die Entschlossenheit, mit der er gesonnen war, einen alten britischen Adelstitel wieder in Besitz zu nehmen. In den meisten Menschen schlummert irgendwo versteckt Romantik. War es nun Zufall oder Glück: Robert Turold geriet nach seiner Rückkehr in die Heimat an den einen Anwalt in London, dem seine Geschichte den stärksten Eindruck machen mußte. Der Geist der Romantik im Innern des Herrn Brimsdown war kein flimmerndes Gebilde der Phantasie. Er war vielmehr das körperlich gewordene englische Pairsgesetz, und aus diesem schuf er den Gott, den er anbetete: Uradel und alte Ritterlichkeit.

Doch erst beim zweiten oder dritten Zusammentreffen mit Robert Turold — Brimsdown entsann sich nicht mehr genau, welches es war — wurde von Geld gesprochen. Der Anwalt hatte seinem Klienten zu bedenken gegeben, daß das Fahnden nach dem Adelstitel vermutlich langwierig und kostspielig sein werde, und gleichgültig hatte ihm Robert Turold versichert, daß er Geld für diesen Zweck in einem Bankhaus in London hinterlegt habe. Der Betrag war, als er ihn nannte, weit höher, als Herr Brimsdown gemutmaßt hatte, fast 50 000 Pfund Sterling. Auf Robert Turolds Bitte unternahm es Herr Brimsdown, die Summe höher verzinst anzulegen, und ehe ein Jahr verging, waren Robert Turolds sämtliche geschäftliche Angelegenheiten in seines Anwalts Hände übergegangen.

Eines war Herrn Brimsdown klar. Er hatte nie von Robert Turold erfahren, wie er in den Besitz dieser großen Geldsumme gekommen war, und sein Klient hatte ihn nie zu diesbezüglichen Fragen ermutigt.

Barrant sah in dieser Erzählung keinerlei Hinweis auf den Brief, noch auf die anderen Begleitumstände von Robert Turolds Tod. Es schien zu weit hergeholt, wollte man annehmen, es gebe eine Beziehung zwischen dem vor dreißig Jahren erworbenen Vermögen und dem Brief, den der nun Verblichene in seiner Todesnacht an seinen Anwalt sandte. Pfeilschnell kam ihm zwar ein Gedanke, doch er schob ihn von sich. Das hieße die Nachforschungen zu weit führen. Im Ausland! Der Begriff war ein dehnbarer, und dreißig Jahre reichten weit zurück.

Barrant ging nochmals die verblüffenden Wendungen des Falles durch. Da versuchte er, die düstere Bedeutung des Briefes auszuschließen, indem er sich fragte, ob es nicht doch möglich sei, das Postskriptum ganz harmlos auszulegen. Doch sein gewissenhafter Sinn lehnte es ab, Verantwortlichkeiten derart aus dem Wege zu gehen.

Diese Gedanken jagten durch Barrants Hirn, während Herr Brimsdown von seinem toten Klienten sprach. Gleichzeitig aber unterlag sein Verhalten dem Anwalt gegenüber einer Wandlung. Seine berufsmäßige Vorsicht, oft schier bis zum Argwohn gesteigert, mäßigte sich zu dem Standpunkt, daß, da der Tote Herrn Brimsdown zu Hilfe gerufen hatte, es für ihn selbst besser sei, auch seinerseits dem Anwalt zu trauen, einen Verbündeten in ihm zu sehen und in gemeinsamer Sache mit ihm nach Robert Turolds Mörder zu suchen.

Dies veränderte Verhalten, das sichtbare Entstehen einer Verständigung zwischen ihnen beiden, entging Herrn Brimsdown nicht. Doch immer noch wußte er nicht, ob er seine Begegnung mit Sisily in Paddington Station erwähnen sollte. Bis jetzt war er nicht fähig gewesen, einen Entschluß nach dieser Richtung hin zu fassen. Um nun aber doch eine Lösung herbeizuführen, berührte er das Thema:

„Glauben Sie noch immer an Fräulein Turolds Schuld — nach diesem Brief?" fragte er.

(Fortsetzung folgt.)

Warum meine Musik nicht geschätzt wird.

Von Igor Stravinsky,

dem bekannten russischen Komponisten.

Mir ist oft vorgeworfen worden, ich machte mir nicht viel aus alten Meistern. Angeblich können mir ihre Werke nichts sagen. Das stimmt aber nicht. Bevor jemand über die alten Komponisten reden will, sollte er sie von Grund aus kennen. Das tue ich recht wohl. Denn ich stamme aus einer Musikerfamilie. Mein Vater war ein Sänger vom Formate Schaljapins, aber er ging nicht viel ins Ausland, und deshalb wurde sein Name kaum über die russischen Grenzen hinaus bekannt. Ich brachte meine Kindheit auf der Bühne der Oper zu, und von dort her stammt meine Liebe zur Musik. Sonst hatte ich nicht viele Vorteile von der Stellung meines Vaters als Sänger. Er kannte die Schwierigkeiten der Künstlerlaufbahn und wollte mich vor ihren Enttäuschungen bewahren. Mein Klavierspiel und meine Kompositionsversuche überzeugten ihn nicht davon, daß ich in der Lage wäre, mein Brot mit der Musik zu verdienen. Er glaube, es sei besser, ich ergriffe einen aussichtsreicheren Beruf. Deshalb schickte er mich, um aus mir einen ordentlichen Staatsbürger zu machen, zum Rechtsstudium ins Ausland.

Ich bestand die Prüfungen und promovierte. Doch während ich eine deutsche Provinzuniversität besuchte, ging ich einmal zu Rimsky-Korsakoff. Dazu steckte ich mir einen Empfehlungsbrief von meinem Vater ein, der den Komponisten gut kannte, weil er öfters in einer seiner Opern gesungen hatte. Rimsky-Korsakoff prüfte meine Kompositionen und gab mir den Rat, Musik zu studieren und zu komponieren, doch nicht etwa auf dem Konservatorium, denn dieses hielt er für veraltet. So wurde Rimsky-Korsakoff selbst mein Lehrmeister.

Meine erste Komposition schrieb ich mit 10 Jahren. Ich nannte sie „Der junge Faun und die Schäferin". Schon mit diesem Erstlingswerk erregte ich Aufsehen, leider aber kein angenehmes. Als ich dann im Ausland war, wollten mich verschiedene Leute nach Rußland zurück schicken — ein Schicksal, das anscheinend vielen beschieden ist, die über die Grenzen ihrer eigenen Heimat hinauswachsen.

Was soll es nun heißen, wenn behauptet wird, ich machte mir nichts aus alten Meistern? Ein Musiker wie ich liebt jede gute Musik, ob alte oder neue. Natürlich habe ich wie alle Menschen für die eine oder andere eine Vorliebe. So schätze ich zum Beispiel Weber, Mozart und Schubert. Man muß aber einen Unterschied zwischen den verschiedenen Musikrichtungen machen. Diese Tatsache geht leider über das Begriffsvermögen derer, die Mozart und Beethoven in einen Topf werfen und beide Meister einfach unter die „Klassiker" zählen. Recht wenige kennen die Werke dieser Meister wirklich. Ihre Namen werden wie Telephonnummern behandelt. Diese Art „Sachverständige" begreift weder, daß beide Meister ihre eigene Richtung haben, noch daß zwischen den Perioden eines jeden ein bedeutender Unterschied ist. Beethovens spätere Werke zum Beispiel sind ganz anders als die aus seiner Jugend stammenden. Manche seiner Kompositionen liebe ich nicht so wie die der vorerwähnten Wiener Meister. Wenn ich aber sage, daß mir das eine oder andere Werk eines großen Komponisten nicht gefällt, so ist damit noch längst nicht gemeint, daß ich alle alte Musik nicht schätze.

Kritiker dürfen nicht erwarten, daß unsere Generation die gleiche Sprache führt wie unsere Großväter. Die Ausdrucksweise ist heute anders. Wir sind weniger umständlich und leben in Zeiten großer technischer Fortschritte. Rundfunk, Fliegerei, Film und neue Formen der Kunst beeinflussen unsere Denk- und Ausdrucksweise. Sie ist sowohl in der Musik als auch im Leben knapper, gebundener. Diejenigen, denen diese neue Art der Kunst, diese neue Sprache unverständlich sind, bekämpfen uns im Namen der klassischen Vollkommenheit und verlangen die Wiederkehr der alten Ausdrucksweise. Es ist aber keine schöpferische Tat, die Sprache vergangener Generationen nachzusprechen. Die alten Komponisten hatten etwas zu sagen, nicht aber die Verfechter der „guten alten Zeit".

Mir ist oft erzählt worden, moderne Musik sei unmelodisch und ohne Melodie könne es keine richtige Musik geben. Welcher Unsinn! In solcher Komposition ist wohl Melodie, nur eine andere Art hiervon. Ob sie es nun selbst wissen oder nicht, was meine Kritiker hören wollen, ist eben alte Musik, die sie für die einzig mögliche halten. Alle großen Komponisten haben die gleiche Erfahrung machen müssen. Weber, Wagner, Beethoven wurden beschuldigt, sie hätten keine Melodien geschaffen.

Künstler, die ihrem Zeitalter voraus sind, werden selten von ihm anerkannt. Vielleicht ist das ganz natürlich. Niemand kann die Höhe eines Berges genau schätzen, wenn er dicht an dessen Fuße steht; aber der Berg bleibt trotzdem ein Berg, und wird vielleicht einmal von jedem als solcher anerkannt werden.

Wenn ich alle Länder zusammenfasse, so schätze ich, daß 90 v. H. des gesamten Publikums meine Musik nicht lieben. Ich kann aber mit dem besten Willen nicht angeben, wer mir mehr geschadet hat, meine Anhänger, die restlichen zehn Prozent, oder meine Gegner. Wenn jemand etwas Neues schreibt, so sind sofort Piraten zur Hand, die versuchen, es sich anzueignen, während meine Freunde und Nacheiferer es verwässern, um es „klar" und verständlich zu machen. Das Publikum trinkt die Musik leider lieber in aufgelöster Form, aber wenn es einen Schluck von diesem Wasser genossen hat und das Aroma des Weins nicht mehr schmeckt, so ist es enttäuscht und schreibt die Schuld an der verminderten Güte dem Wein selbst zu, anstatt die verantwortlich zu machen, die das Wasser dazu schütteten.

Mir ist oft gesagt worden, die Geometrie herrsche in meiner Musik allzu stark vor. Geometrie und Ordnung! Worin besteht denn das Wesentliche in der Kunst, wenn nicht dem feste Gestalt verliehen werden darf, was früher formlos war. Kompositionen müssen musikalischen Wert haben. Es ist aber schwer, das Wesen der Musik zu umschreiben, vielleicht kann es jedoch erklärt werden, wenn man richtige gehaltvolle Musik mit Gemeinplätzen vergleicht. Die Aufgabe des Komponisten besteht eben nicht darin, irgend eine Stelle zu unterstreichen, sondern darin, Musik zu schaffen.

Jeder Zweig der Tonkunst bedarf heute der Reform, vor allem die Oper. Ich glaube, daß hier alles alte Material gut ist, aber wir müssen es auf neue Weise wiedergeben.

Der Jazz, der bei den Anhängern der „ernsten" Musik so viel Unwillen geweckt hat, ist sicher nicht ohne Bedeutung. Ich habe ihn schon in meinen Frühwerken voraus empfunden, bevor irgend jemand in Europa von ihm gehört hatte. Jetzt aber bin ich der Ansicht, daß er sich — wenigstens in der augenblicklichen Form — überlebt hat.

Ich bin der Überzeugung, daß in Amerika eine neue musikalische Kultur im Keimen begriffen ist, weil das Land über genügende Mittel verfügt. Damit will ich nicht sagen, daß nur diejenigen Künstler schaffen können, die gut bezahlt werden, aber ein reiches Land darf es sich erlauben, die Künste zu unterstützen und Geld für intellektuelle Vergnügungen auszugeben. Das war auch während der Renaissance der Fall, als reiche Leute, die auf ihre Stellung achten mußten, entdeckten, daß hierzu die Pflege der Kunst unumgänglich sei. Wenn dann die Kunst zu einem Bedürfnis des täglichen Lebens wird, so entsteht der Wettbewerb, und das Verdienst wird anerkannt.

Ich habe wenig über meine eigene Musik gesprochen. Ich liebe es nicht, in Erörterungen über meine Zeitgenossen einzugehen; und über meine Kompositionen zu reden, fällt mir schwerer, als sie zu schaffen. Es gibt ja so vieles, was ich in mein Werk hinein legen möchte. Jede neue Komposition schließt eine andere Absicht in sich, und jeder Tag, jeder Monat, jedes Jahr hat seine Geschichte. Wie kann ich mich da an alles erinnern und in kurzen Worten das behandeln, wozu ich ein Leben brauchte, um es zu schaffen?

Der Komponist bringt Dinge zu Papier, die schlecht mit Worten wiedergegeben werden können. Kunst ist ja reine Anschauungssache. Der Künstler verleiht oft dem Ausdruck, was der Durchschnittsmensch zu seiner Zeit gar nicht erfassen kann. Die Kunst ist ein Vorausahnen der Zukunft. Deshalb will ich meine Werke für mich sprechen lassen, und eines Tages wird die Welt sie verstehen.

Das wachsende Dorf.

Skizze von Helene Kaminski.

Sie konnten sich nicht mehr verstehen, die uralte Großbäuerin und der letzte des Geschlechtes, der einzige, ihr gebliebene junge Enkelsohn. Die Spekulanten hatten ihm den Kopf verdreht: Fruchterde wollte er um Geld hergeben. Und gerade mitten in das Herz des Finkenhofes wollten sie die Straßen ziehen. „Das Dorf wächst, Großmutter, sie brauchen Bauland. Der alte Garten hat für uns keinen Zweck mehr, es soll ein modernes Hotel dahin kommen. Und dort, wo die alte Scheune steht, wird eine Garage aufgeführt, feuersicher aus Wellblech. Du lieber Himmel, ein solider Gasthof mit Ausspann war für das Dorf vielleicht nötig — aber ein Hotel — und eine Garage, das ging der Alten nimmer ein. „Gib ihnen als Bauland die Wiese im Osten an der Landstraße, mein Junge." Nein hier, gerade hier wollten sie bauen — die Pläne lagen schon fertig — und mit dem Abholzen der Bäume mußte daher begonnen werden.

Aber die Bäume wollte die Alte um alles nicht hergeben, die trugen alle ihre Namen; da war der Daniel-Abraham, der uralte Eichenbaum, der Gretelbusch, die Friedrichstanne, und wie sie alle geheißen hatten, die starken Bauern vom Finkenhof — bis auf die Wilhelmsbuche, die

nach dem bei Tannenberg gefallenen Vater des Jungen genannt war. Himmel, der Enkel wußte das, kannte die Geschichte von den alten Bäumen und das Lied von der alten Scheune, die nun auch dem Bau zum Opfer fallen sollte. Die Eichenbalken der Scheune trugen Jahreszahlen tief in das Holz eingeschlagen, vom Tage, da die Springflut über die Dünen schäumte, ein Waldstück fortriß und die Felder überschwemmte — von der Stauflut am Haffufer, die Heu und Herde in die Fluten riß. Da stand der Tag, an dem die Großmutter als winziges Kindchen den ersten Taler vom Urgroßvater in die Sparbüchse bekommen hatte, weil sie am Duft des Heus erraten hatte, von welcher Wiese die Fuder stammten: das Heu von den Haffwiesen roch ganz fein nach Moder und herb nach Kalmus, das von der Waldwiese zart wie Maiblumen und das von den Wiesen dicht hinter der Vordüne duftete nach Thymian. Dann kam die Geschichte von dem ewigen Vergißmeinnichtbeet — die Urpflanze hatte der Großvater mal als Bräutigam gesetzt. Du lieber Himmel — der Enkel hatte der Liesbeth auch schon manche Blume geschenkt, ohne immer gleich ein Rundstück damit zu bepflanzen. Ja, die Liesbeth, das war auch so ein Kapitel für die Alte! Aus der Stadt kam die Marjell, wußte nichts vom Land und seiner heiligen Frucht, spielte hier die Wirtin, lief über frisch gepflanzte Beete, um sich irgend einen Weg abzukürzen. Und so einer machte der letzte Bauer vom Finkenhof verliebte Augen.

Eines Tages ging der Enkel hart ans Werk. Wenn erst die alten Bäme lagen, dann würde sich die Alte schon zur Unterzeichnung des Vertrages mit dem Bauunternehmer bewegen lassen. Hart traf die Axt den alten Buchenstamm — und als der erste zu Boden rauschte, sank die Alte stumm in ihren Ohrenstuhl und sah nichts mehr von dieser Welt und ihrem Tun.

Die alte Finkenhofbäuerin war zur ewigen Ruhe getragen. Als die Leute vom Friedhof kamen, stand die Sonne noch hoch — hell glänzte der weiße Schnitt an der gefällten Buche. Der junge Bauer mußte immer wieder danach hinschauen. Die Trauergesellschaft tat sich gütlich an Kaffee und Fladen, braun schäumte das Bier in den Krügen, und die Flasche mit dem „Weißen" ging fleißig von Hand zu Hand. Sie hatten alle von den Bauplänen des jungen Finkenhöfers gehört, redeten und rieten alle durcheinander. Der aber ging mit schweren Schritten, wortkarg und in sich gekehrt, die Dielen auf und ab, als wäre er ganz allein im Hause. „Dem ist es zu Kopf gestiegen, daß er nun Finkenhofbauer ist, der spielt sich schon auf den Großbauern 'raus", zischelten die Gäste. Dem Bauern aber war nach Hochmut nicht zu Sinn. Er konnte es selbst nicht fassen, wie ihn die armseligen paar Worte im „Letzten Willen" der Großmutter so treffen konnten: „Nur eine Handvoll Heimaterde mit in die Gruft!" Sonst keinen Wunsch mehr. Und keine Verfügung. „Heimaterde — Heimaterde!" es war ihm, als klänge dies Wort laut durch den Lärm der Gäste. Ach, der Pfarrer hätte es ihm nicht zu sagen brauchen, welch goldenen Schatz die Alte in ihrem Herzen getragen: die große Liebe zu dem Stückchen Erde. Vom kleinsten Grashalm bis zur alten Eiche, vom kleinsten Getier bis zur Schwalbe unter dem Dache war der Finkenhof ihr in das Herz gebettet und hatte sie das Menschenleid, das ihr der frühe Tod der Sippschaft brachte, stark und schaffend tragen lassen.

Es hielt ihn nicht mehr unter den lärmenden Gästen, leise stahl er sich aus der Stube. In der Küche hörte er die Liesbeth schaffen und spektakeln. Das ging ihm plötzlich gegen das Gefühl. Ruhig trat er wieder in die Stube, schob den Deckel von dem alten Zylinderbureau und schrieb mit fester Hand und festem Herzen der Liesbeth ein gutes Zeugnis und ihre Entlassung aus seinem Dienst zum nächsten Ersten. Dann griff er nach der Mütze und ging aufs Feld. Das rote Kleefeld leuchtete — so prächtig hatte es noch nie geblüht. Und gerade da mußte die Anfurt hinkommen für das neue Dorf. Das Gerstenfeld mit den seidenweichen Grannen sollte auch noch weg. Die Vögel, die da rechts in dem kleinen Waldstück sangen und zwitscherten, ja die würden sich im nächsten Jahre nach einem anderen Quartier umsehen müssen.

Wie wenn die Alte neben ihm stände, hörte er sie sagen: „Du sollst dem Lande ein Schützer sein, daß Sonne und Regen in ihm schaffen können, was es dir willig geben will!" Da war es um seine Kraft geschehen. „Großmutter, Großmutter!" jammerte es in ihm auf. „Hast du erst sterben müssen, daß ich mich finden konnte?" Mit ihren Augen sah er nun das Land, die Felder, Wiesen und den kleinen Wald, bis auf die sommerliche Schafgarbe am Grabenrand. Stolz fühlte er sich und schaffensfroh, das Werk der starken Ahne fortzuführen.

Den Stadtherren gab er bündigen Bescheid: Aus dem Bauvertrag würde nichts, und wenn das Dorf doch wachsen müßte, so wollte er das abgelegene Wiesenstück im Osten hergeben. Das wäre sein letztes Wort! Sonst sollte keine Hand breit Heimaterde mehr verschachert werden.



Bunte Chronik



* **Weintrauben mit mehrfarbigen Beeren.** An manchen Traubenarten kann man die merkwürdige Beobachtung machen, daß ihre Beeren nicht alle ein und dieselbe Farbe aufweisen. Wenn man zum Beispiel die Trauben des blauen und roten Burgunderweinstocks genau besieht, so wird man immer zwischen den roten Beeren auch weiße Beeren finden; außerdem wachsen auf diesen Weinstöcken auch oft weiße, blaue und zweifarbige Trauben gleichzeitig nebeneinander, was auch einen ganz seltsamen Anblick gewährt. Noch sonderbarer aber sehen jene Weintrauben aus, die, wie Prof. Hegi feststellte, gelegentlich ebenfalls an den Stöcken des roten und blauen Burgunders vorkommen, und deren Haut weiß und blau gestreift ist.

*

* **Fruchtbares Turkestan.** Ein Bewässerungsprojekt von gewaltigen Ausmaßen soll demnächst in Russisch-Turkestan in Angriff genommen werden. Man beabsichtigt ein bisher unfruchtbares Gebiet von rund 250 000 Quadratkilometern durch Aufstauung des Amurdarja in seinem Oberlauf regelmäßig zu bewässern und dem Anbau nutzbar zu machen. Wenn das Projekt in vollem Umfange zur Ausführung gelangen sollte, so wird auch der zweite große Zufluß des Aralsees, der Sirdarja, reguliert werden. Dann würde die Wassermenge, die in jeder Sekunde dem Bewässerungssystem zugeleitet werden müßte, rund dreihundert Kubikmeter betragen. Die gesamten Kosten des Planes sind mit einer Milliarde Mark sicher nicht zu hoch veranschlagt. Daß die Sowjetregierung diese für die Finanzlage Rußlands ungeheuren Ausgaben nicht scheut, beweist, welche Bedeutung sie der Nutzbarmachung des Gebietes zuschreibt. Dies erklärt sich schon daraus, daß Turkestan der einzige zum Baumwollbau geeignete Teil der Sowjetunion ist. Schon heute liefern die fruchtbaren Gebiete Turkestans die Hälfte des russischen Baumwollbedarfs, und nach Durchführung des Projektes wird Rußland von der amerikanischen und ägyptischen Einfuhr vollkommen unabhängig sein. Die Verwirklichung des Planes wird eine interessante Begleiterscheinung mit sich bringen: die Senkung des Spiegels des Aralsees um einige Meter.

Lustige Rundschau



* **Alter.** „Wie alt ist eigentlich Susi Sachs?" — „Warten Sie: vor zwei Jahren war sie neununddreißig, voriges Jahr erzählte sie, daß sie achtunddreißig sei, da dürfte sie jetzt siebenunddreißig sein."

*

* **Pumpgenie.** „Kannst du mir zehn Mark pumpen?" — „Tut mir leid, ich habe nur drei Mark bei mir!" — „Macht nichts, gib mir die drei Mark, die übrigen sieben bleibst du mir eben schuldig."

*

* **Der Schlagfertige mit der langen Nase.** A.: „Mensch, an deiner Nase kann sich ja ein Affe schaukeln!" — B.: „Na los, schaukle!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.